

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

VIERZEHNTER BAND

1978

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

REDE VON
GEORGE F. KENNAN

GEORGE F. KENNAN

DEUTSCHLAND IM 20. JAHRHUNDERT

Eindrücke eines ausländischen
Beobachters

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, Exzellenzen, Verehrte Damen und Herren!

Einiges Kopfzerbrechen hat mich die Entscheidung gekostet, welchem Thema diese Stunde am besten zu widmen sei. Der Orden *Pour le mérite für Wissenschaften und Künste* ist eng mit der deutschen Geschichte verbunden – ja, er ist selbst ein Bestandteil dieser Geschichte – und das, was mich bei dieser und bei früheren Versammlungen des Ordens ganz besonders bewegt hat, ist die enge Verbindung, die hier zwischen Gegenwart und Vergangenheit im Schicksal des deutschen Volkes symbolhaft dargestellt wird.

Nun ist die deutsche Geschichte nicht mein Fach, und auch wenn sie es wäre, so würde ich mich scheuen, mich in Anwesenheit so eminenten Historiker, wie es Golo Mann und Theodor Schieder sind, zu allgemeinen Betrachtungen auf die-

sem Gebiet verleiten zu lassen. Aber es ist eben so, daß mich im Laufe der Jahrzehnte das Schicksal – ich möchte fast sagen, der Zufall – mehrmals nach Deutschland und auf die eine oder die andere Weise in Berührung mit der deutschen Wirklichkeit und der deutschen Geschichte gebracht hat. Und so schien es mir, man würde es mir nachsehen und es dürfte für andere nicht ganz ohne Interesse sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit versuchen würde, einiges von diesen Begegnungen mit Deutschland in Erinnerung zu bringen, und dann etwas von dem Einfluß zu erzählen, den sie auf meine geistige Entwicklung und meine historischen Anschauungen ausgeübt haben.

Die erste dieser Begegnungen geht weit in die Vergangenheit zurück, und zwar in die kaiserliche Zeit – ins Jahr 1912. Damals kam ein Teil meiner Familie nach Deutschland, aus Gründen, die mit der beruflichen Tätigkeit meines Vaters zu tun hatten; und ich wurde, zusammen mit der Stiefmutter und der jüngsten Schwester, in eine Art Verbannung nach Kassel geschickt, wo wir sechs Monate blieben und wo ich, als achtjähriger Bub, in die Knabenschule ging. Im Gedächtnis sind mir aus der damaligen Zeit nur solche für das Kind charakteristischen Eindrücke geblieben, wie die strenge und furchterregende Gestalt des preußischen Schulmeisters; das mühsame Ringen mit der alten deutschen Schrift; der Geruch des Kasseler Fisch- und Käsemarktes, den ich immer noch manchmal zu meiner Überraschung hier und da in Deutschland empfinde; der faszinierende Anblick der Schwäne, die damals in den Teichen am Fuße der Wilhelmshöhe-Kaskaden ihren Lebensunterhalt suchten; und ganz besonders die Dinge, die mit der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm II. zusammenhängen, dessen Sommerresidenz Kassel damals war; die schö-

nen Uniformen der Garderegimenter; die buntgestrichenen Schilderhäuser vor den Kasernen; und vor allem die musikalische Hupe des Allerhöchsten Autos, die in den Straßen das Herannahen Seiner Majestät ankündigte und die den Knaben in eine ganz besondere Aufregung versetzte.

Nun waren das alles belanglose kindliche Wahrnehmungen; aber es ist doch außerdem, glaube ich, etwas anderes von der scharfen und instinkthaften Empfindsamkeit des Kindes aus der Atmosphäre jener fernen wilhelminischen Epoche aufgenommen worden: ein gewisses Gefühl für ihre wirtschaftliche Rüstigkeit und Vitalität; für ihren zur Schau getragenen Optimismus und Fortschrittsglauben; aber zusammen damit auch für eine gewisse tragische Unterströmung des damaligen Bewußtseins – vage Vorahnungen einer bevorstehenden Götterdämmerung – etwas was ich, in der kindlichen Phantasie, irgendwie in Verbindung brachte mit der eben stattgefundenen Katastrophe des Dampfschiffes TITANIC.

Das alles ist mir viel später in der Erinnerung wieder wach geworden, und zwar in diesen letzten Jahren, als es mir zufiel, mich noch einmal mit diesem fernen deutschen Kaiserreich zu befassen – diesmal als Historiker, mit dem Hintergrund der russisch-französischen Allianz von 1894 beschäftigt. Von den verfassungsmäßigen und innenpolitischen Mängeln dieses Kaiserreiches will ich nicht sprechen; sie sind mehrmals, und von viel berufenerer Feder, beschrieben worden. Auch standen sie nicht im Mittelpunkt meines Interesses. Mich interessierte in erster Linie das Auftreten Deutschlands als europäische Macht und als Weltmacht – sein Auftreten als Faktor in den Entwicklungen, die zum ersten Weltkrieg führten. Und von diesem Standpunkt aus gesehen fand ich an Deutschland sehr wenig, was nicht auch bei anderen europäischen Ländern an-

zutreffen wäre. Denn ich habe aus dieser Untersuchung den Eindruck gewonnen, daß die Hauptschuldigen an dem Entstehen des ersten Weltkrieges nicht diese oder jene Staatsmänner, nicht diese oder jene Regierung waren, sondern zwei tiefgehende Verirrungen – oder sollte man sagen: Entgleisungen –, welche das Bewußtsein weiter Kreise, aber besonders der intellektuellen und kleinbürgerlichen Kreise in ganz Europa unterwanderten und vergifteten.

Als erste dieser Verirrungen möchte ich den romantischen Nationalismus nennen, der sich damals wie eine ansteckende Krankheit über weite Teile Europas verbreitete und Stimmung und Handeln der Staatsmänner so weitgehend beeinflußte. Unter einzelnen Personen scheinen es mir hauptsächlich die *Parvenus*, die Emporkömmlinge – die von der industriellen Revolution klassenmäßig Entwurzelten – gewesen zu sein, die an erster Stelle von diesem Impuls in Mitleidenschaft gezogen wurden. Aus der traditionellen Umgebung herausgerissen, unsicher und unruhig in der neuen und ungewohnten sozialen Stellung, suchten diese Leute in der Zugehörigkeit zur Nation eine kollektive Identität, welche die ihnen verlorengegangene individuelle zu ersetzen versprach. Und so war es auch mit den Völkern. Es waren diejenigen, die erst kürzlich, im neunzehnten Jahrhundert, zu vollem nationalen Bewußtsein gekommen waren, – das deutsche darunter – die von dieser Verirrung am stärksten betroffen wurden. Und es war eine bedauerliche und verhängnisvolle Erscheinung – dieser schwärmerische Nationalismus, eine Art Krankheit des Geistes, ein philosophischer Irrweg schlimmster Art, mit seiner kollektiven Selbstverherrlichung, mit seinem ängstlichen Streben, sich des Bösen zu entledigen und es auf andere abzuwerfen: die guten, edlen, Bewunderung verdienenden »wir«,

also; und die bösen, unmenschlichen, Verwerfung verdienenden »sie« – als ob der liebe Gott nicht mit souverän unparteiischer Hand die Tugenden und die Laster unter die Völker verteilt hätte. Gewiß wurde Deutschland von diesem Wahnwitz schwer mitgenommen – aber bei weitem nicht Deutschland allein.

Und so war es auch mit der zweiten jener Erscheinungen, die meiner Einschätzung nach obenan standen unter den Gegebenheiten, die zum ersten Weltkrieg, und so zum Zusammenbruch des alten Deutschlands und des alten Europas, führten. Und das war etwas, was ich nur als das romantisch-ritterliche Konzept des Krieges – des Krieges als Mittel der Politik und als Grunderlebnis im Werdengang eines Volkes – bezeichnen kann. Es war dies eine Auffassung, fast unverändert aus mittelalterlicher Tradition hergeleitet, bei der die soldatische Leistung – die Teilnahme am Kampf – als edelste und heldenhafteste Ausdrucksform des männlichen Wesens erschien, und der Krieg, entsprechend, als eine Art ritterlichen Zweikampfes, aus dem selbstverständlich der tapferste, der treueste, der am meisten mit edlen Impulsen und Begeisterung Beseelte, als Sieger hervorging, um dann triumphierend in eine dankbare Heimat (und, nebenbei gesagt, in eine unversehrte Heimat) zurückzukehren.

Wiederum, ein trauriger, ja sogar ein tragischer Irrtum. Tragisch einerseits, weil in dieser militärischen Tradition freilich sehr viel Positives lag. Mut, Glaube, Disziplin, Verantwortung, Hingabe, Opferbereitschaft: das waren natürlich alles positive Eigenschaften – Eigenschaften, die für jedes große Unternehmen ihren Wert haben. Sie verdienten nicht den Spott, dem sie manchmal in der verbitterten anti-militaristischen Literatur der Nachkriegszeit ausgesetzt waren. Tragisch andererseits, weil im modernen

Krieg zwischen hochindustrialisierten Ländern diese Eigenschaften, so schön sie auch sein mögen, leider wenig mit Sieg oder Niederlage zu tun haben. Die moderne Kriegsmaschine zerschlägt gleichgültig alles, was unter ihre Räder gerät: den Tapferen zusammen mit dem Feigen, den Begeisterten zusammen mit dem Unwilligen. Und so verheerend sind die damit verbundenen Zerstörungen, physisch und seelisch, daß in Wirklichkeit keiner als Sieger davonkommt; es kommen lebendig eigentlich nur Besiegte davon, um dann in eine erschöpfte, verarmte und manchmal verwüstete und verzweifelte Heimat zurückzukehren.

Ja, man könnte fast sagen, daß aus jenem ersten Weltkrieg, zu dessen Ausbruch diese zwei Erscheinungen – der romantische Nationalismus und das nicht mehr zeitgemäße Konzept des Krieges – in so hohem Maße beitrugen, daß aus jenem Weltkrieg nur einer herauskam – ein einziger großer Besiegter – und das war Europa selbst – und seine alte, einzigartige Zivilisation. So klar war diese Sachlage, so unverkennbar diese Warnung, daß es in den darauffolgenden Jahrzehnten wahrhaftig nicht der Atombombe hätte bedürfen sollen, um uns alle von dem völlig nutzlosen, selbstmörderischen Charakter der modernen Kriegsführung zu überzeugen. Das lag schon damals, 1918, auf der Hand, für jeden, der es sehen wollte.

Soweit die kaiserliche Zeit. Nun einige Worte zur Weimarer Republik. In dieser Republik war es mir vergönnt, drei Jahre zu verbringen – hauptsächlich als Student an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, wo ich im Auftrage meiner Regierung russischen Studien nachging. Natürlich stand für mich in diesen Jahren Rußland, nicht Deutschland, im Mittelpunkt des Interesses. Aber immerhin, man wohnte in

Deutschland, man hatte hier Freunde und Bekannte, man reiste umher; man war sich der Umgebung zu jeder Zeit bewußt.

Für mich, als naiven, empfänglichen jungen Provinzler aus dem amerikanischen Middle West war es ein einzigartiges Erlebnis, im damaligen Berlin zu leben. Da spielte sich vor den Augen des Fremden ein gewaltiges Drama ab: das Drama des besieigten, erschütterten, politisch tief gespaltenen, aber auch von vielen früheren Vorurteilen und Hemmungen befreiten Deutschlands: das fiebrige Kulturleben, das große Hinundherpendeln zwischen Hoffnung und Verzweiflung; der Zusammenprall eines krankhaften Neureichtums mit dem bedrückendsten wirtschaftlichen Elend und einer erschütternden Arbeitslosigkeit; und über all dem schwebend, die große Frage, was am Ende gewinnen sollte: das gemäßigte, humane Positive, in dem allein viele von uns imstande waren, eine bessere Zukunft für Deutschland zu erblicken; oder das ungeduldige Extreme und Dämonische, das damals Anfang der dreißiger Jahre, schon vorhanden war, und das sich täglich mit wachsender Stärke und Dreistigkeit bemerkbar machte.

Am tiefsten beeindruckte mich damals die große deutsche Roman-Literatur der Epoche, und besonders die Bücher von Remarque, Döblin, Fallada und anderen, welche sich mit dem Weltkrieg und seinen Folgen auseinandersetzten. Erst bei dieser Lektüre wurde mir klar, wie verheerend und nachhaltig die Folgen dieses ersten Weltkrieges wirklich waren. Erst dann fing ich an zu begreifen, daß die Opfer dieses Krieges sich bei weitem nicht nur auf die acht Millionen Männer beschränkten, die auf dem Schlachtfeld den Tod fanden; daß es für fast jeden dieser jungen Toten, die doch die Blüte der männlichen Bevölkerung Europas bildeten, ein Elternpaar gab,

dem mit diesem Verlust ein gut Teil Schaffensfreude und Lebenslust verloren ging, so daß auch sie hinterher nur als Halbtote ihre Leben weiterfristeten. Es wurde mir auch klar, wie sehr die ganze Gesellschaft durch das Fehlen dieser acht Millionen, die ohne den Krieg jetzt auf dem Höhepunkt ihrer Kraft und ihres Schaffensvermögens gestanden hätten, verarmt war. Und schließlich gab es die Auswirkung dieser Verluste auf die Kinder – die vaterlosen Kinder, die nun ohne den Halt aufwachsen mußten, den nur ein Vater ihnen hätte geben können. So begann ich in dieser Erscheinung einen der Hauptgründe für die politische Instabilität jener Zeit zu sehen; denn in der Abwesenheit dieser acht Millionen Väter mußte sich die Politik jetzt weitgehend auf der Wechselwirkung aufbauen zwischen einer überalterten Vorkriegsgeneration auf der einen Seite, bei denen manchmal die Kräfte jetzt schon nachließen, – und, auf der anderen Seite, den Millionen von unreifen, unerfahrenen, vielfach arbeitslosen jungen Menschen, welche nie die Möglichkeit gehabt hatten, sich auf die Autorität und den stabilisierenden Einfluß eines Vaters zu verlassen. Kein Wunder, daß so viele von ihnen dem Extremismus anheimfielen.

Zum Teil waren es diese Eindrücke, die mich dahin brachten, im ersten Weltkrieg die fundamentale Katastrophe – die Urkatastrophe – dieses Jahrhunderts zu erblicken. Dazu kam aber noch etwas anderes, was ich auch kurz erwähnen muß, und das war die russische Revolution.

Was diese Revolution für Rußland bedeutete – wie sie heute, in der historischen Perspektive der vergangenen sechzig Jahre, vom russischen Standpunkt zu bewerten sei: Diese Frage möchte ich den Bewohnern jenes Landes überlassen. Daß sie aber vom Standpunkt des Westens eine Tragödie war, scheint

mir unbestreitbar. Ich denke hier nicht nur an die nachträglichen Folgen der scharfen Absonderung des russischen Volkes von der westlichen Kulturgemeinschaft über mehr als ein halbes Jahrhundert hin, welche die Revolution zur Folge hatte, obwohl diese Absonderung beiden Teilen sehr zum Nachteil gereichte, – ich denke auch an die scharfe Polarisierung des politischen Spektrums in den westlichen Ländern, und vor allen Dingen in Deutschland, die sich so fatal auf die Entwicklungen der 30er Jahre auswirkte und welche in so hohem Maße auf das Beispiel der russischen Revolution zurückzuführen war. Aber auch diese Revolution (das darf nicht vergessen werden) war in erster Linie eine Folge des ersten Weltkrieges – eines Krieges, dem so ein Land wie Rußland in seinem damaligen Zustand nicht gewachsen war, und an dem es sich niemals hätte beteiligen sollen.

Ich verdanke also hauptsächlich diesen Erfahrungen im Weimarer Deutschland die Überzeugung, daß es vollkommen falsch ist, in diesem Zeitalter den Krieg als mögliches Mittel zu irgendeinem positiven Zweck zu betrachten, daß der Ausgang jedes großen Krieges für beide Parteien eine Niederlage bedeutet, und daß die Schäden, die dadurch verursacht werden, sich nicht auf die unmittelbaren Kriegsverluste beschränken, sondern sich auf das Leben eines Volkes durch Jahrzehnte hindurch in fatalster Weise auswirken.

Soweit die Weimarer Republik. Nun sind wir an die Nazizeit und den zweiten Weltkrieg herangekommen. Da diente ich wiederum in Deutschland – vom Kriegsausbruch 1939 bis in das Jahr 1942. Meine Arbeit an der amerikanischen Botschaft war reine Verwaltungsarbeit. Mit der politischen Berichterstattung hatte ich nichts zu tun. Ich lebte in Berlin fast so wie ein privater neutraler Beobachter. Den Krieg erlebte ich,

schien es mir, nicht viel anders, als ihn die meisten meiner deutschen Bekannten erlebten. Wir waren uns alle bewußt, mitten in einer sich vollziehenden Tragödie zu leben – einer Tragödie, an deren Ursprung wir nicht schuldig waren, die wir nicht abändern konnten – eine Situation also, wo man nur die tägliche Arbeit so gewissenhaft wie möglich tun und dann auf das Beste hoffen konnte – wenn man auch wußte, daß dieses Beste nicht sehr gut sein könnte.

Ich mußte auf einen Ausgang des Krieges hoffen, der dem Naziregime ein Ende machen würde; denn eine hoffnungsvolle Zukunft unter Beibehaltung dieses Regimes war für mich wahrhaftig undenkbar.

Ich verstand nur zu gut das bedrückende Dilemma, vor dem einige von meinen deutschen Bekannten damals standen. Ich sah, wie sie moralisch und seelisch durch die grausame Wahl gefoltert wurden, die sich ihnen aufdrängte: entweder das System zu bekämpfen und damit mitten im Kriege den Vorwurf des Verrates am eigenen Volke auf sich zu ziehen, oder blindlings alles bloß mitzumachen und dabei, mindestens indirekt, ein Regime zu dulden und zu unterstützen, das die höchsten Ideale und Traditionen eines großen Volkes geschändet hatte, und das aus der eigenen Natur heraus nichts, aber wirklich nichts, zu einem guten Ende führen konnte, ob Sieg, ob Niederlage. Diesen Bekannten gebührte mein tiefstes Mitgefühl; und als später, kurz vor Ende des Krieges, zwei von ihnen (es handelte sich um Helmuth von Moltke und Theodor Haubach) zusammen auf demselben Schafott in Plötzensee hingerichtet wurden, da hatte ich das Gefühl, eine höhere menschliche Tat als so in den Tod zu gehen, unendlich einsam und vielfach von Mißverständnissen im eigenen Lande umgeben, sei kaum denkbar.

Nun waren diese Männer, was ich nicht vergessen kann, auch Deutsche; und dieses Erlebnis muß auch zu den Eindrücken gezählt werden, aus denen bei mir ein Gesamtbild Deutschlands geformt wurde.

An diesem Punkt – d. h., mit dem Ende des zweiten Weltkrieges und dem Anbrechen dieser seltsamen Epoche, in der wir jetzt leben – muß diese, freilich sehr unvollkommene Aufzählung der Eindrücke eines Fremden von den verschiedenen Erscheinungsbildern Deutschlands in diesem Jahrhundert ihr Ende nehmen. Ich glaube nicht, daß das Wenige, was ich zu der heutigen deutschen Wirklichkeit zu sagen hätte, irgend jemandem von Nutzen sein könnte.

Vieles, was mir hier heutzutage vor Augen kommt, finde ich nicht unerwartet, und ganz verständlich. Einiges, was ich hier sehe, überrascht mich allerdings, aber ich meine es, wo ich es einmal sehe, verstehen zu können. Anderes, darunter der Terrorismus, bleibt für mich nicht nur unerwartet, sondern auch unverständlich.

In den Augenblicken, wo ich die Fantasie frei Bahn laufen lasse, habe ich manchmal das Gefühl, für Deutschland eine großartige Zukunft zu sehen, und zwar indem es die Führung übernimmt in der Suche nach Lösungen zu den schweren und wachsenden Problemen, die der moderne hochindustrialisierte Wohlfahrtsstaat mit sich zu bringen scheint: solche Probleme wie die Übervölkerung, die Zerstörung oder Verschmutzung der natürlichen Umwelt, der Raubbau an natürlichen Bodenschätzen, die Energieversorgung usw., aber dazu noch die viel tieferen seelischen Probleme, die sich aus der Wirkung der Lebensweise dieses Wohlfahrtsstaates auf den einzelnen Menschen, und besonders den jugendlichen, ergeben – die ungesunde körperliche und seelische Behaglichkeit, die Selbst-

verweichlichung, die Laxheit, die Passivität der meisten Vergnügungen, die permissive Erziehung, der Mangel an Selbstdisziplin bei den Eltern und an einer gesunden Disziplin bei den Kindern. Diese Probleme sind bei weitem nicht nur die Probleme Deutschlands allein. Sie lasten auf allen hochentwickelten Ländern.

Und die Gefahren, die sie mit sich bringen, scheinen mir keineswegs kleiner zu sein als diejenigen, die auf uns von draußen zukommen. Zu ihrer Lösung genügt keine von den modischen ideologischen Anschauungen unserer Zeit – der Marxismus nicht und auch nicht das Ideal des uneingeschränkten freien Wettbewerbs. Hier helfen nur neue bahnbrechende geistige Pionierarbeit, ein hoher Grad sozialer Disziplin, und, meiner Überzeugung nach, eine echte Religiosität.

Und ich kann an kein Volk denken, das auf Grund der eigenen angeborenen Eigenschaften sowie des Standes der technischen und industriellen Entwicklung besser geeignet und besser imstande wäre, an der Lösung solcher Probleme konstruktiv mitzuwirken und dabei der ganzen westlichen Staatengemeinschaft einen Dienst von welthistorischer Bedeutung zu leisten, als die Deutschen.

Manchmal scheint es mir sogar: man könnte hier in der Erfüllung einer solchen hochpositiven Aufgabe eine Art Versöhnung finden mit vielem aus der Vergangenheit, mit dem sich sonst nicht leicht versöhnen läßt und was Ratlosigkeit schafft.

Aber das sind natürlich nur die Träume eines älteren Mannes, dem seine Freunde sagen, er neige dazu, die eigenen Gedanken manchmal zu weit fliegen zu lassen. Ich täte besser, glaube ich, am Schluß dieser Ausführungen noch einmal auf die

Erinnerungen aus der Vergangenheit zurückzugreifen und eine gewisse Feststellung zum Ausdruck zu bringen, die aus den Eindrücken jener früheren Jahrzehnte hervorging, aber auch in dem, was man von dem heutigen Deutschland beobachten kann, ihre Bestätigung findet; und das wäre die Feststellung – ja, sogar die Überzeugung, – daß es in diesem deutschen Volke trotz aller Irrwege, aller Enttäuschungen, aller Mißerfolge der Vergangenheit und allem zur Schau getragenen Skeptizismus und Zynismus, immer noch eine große Reserve gibt an Anständigkeit, an gutem Willen, an Glauben an die moralischen und sittlichen Werte, die unsere gemeinsame Zivilisation groß gemacht haben. Ich freue mich jedenfalls, durch die Mitgliedschaft im Orden *Pour le mérite* mit diesem Lande, das mir in früheren Jahren so viel gegeben hat, wieder verbunden zu sein; und ich teile den Glauben, den ich bei so vielen meiner deutschen Freunde konstatiere, an seine friedliche, hoffnungsvolle und im tiefsten Sinne schöpferische Zukunft.